Das Haus, wo der Mord nicht stattgefunden hat.

Humoreske nach dem Englischen von Anna Nagel.

„Wir müssen sparen," sagte meine Frau eines Tages zu mir.

„Das ist mir sehr angenehm," versetzte ich, „Du wirst also etwas weniger für Deine Garderobe verwenden?"

„Nein, das ist nicht nöthig," meinte meine Frau, „aber wir müssen einen Miether nehmen."

„Ich hasse alle Miether!" rief ich pathetisch.

„Aber er ist doch solch' netter, liebenswürdiger junger Mann!"

„Wer ist ein netter, liebenswürdiger junger Mann?"

„Na, der neue Miether!"

„Allmächtiger Gott, Frau!" rief ich. „Du willst doch damit nicht etwa sagen, daß Du schon vermiethet hast!"

„Na, natürlich, er sieht anständig aus und hat einen reizenden schwarzen Koffer."

„Und solchen Menschen hast Du ohne Weiteres aufgenommen, weil er einen schwarzen Koffer hat? Na, das ist ja eine schöne Geschichte."

„Ach, du bist recht undankbar," versetzte meine Frau und fing an zu weinen.

„Unsinn, ich bin gar nicht undankbar" entgegnete ich, „aber ich möchte auch nicht, daß wir eines schönen Morgens als Leichen aufwachen. Darum werde ich ein wachsames Auge — sogar zwei wachsame Augen — auf ihn halten und warten, bis er nach Hause kommt."

„Aber er hat ja den Hausschlüssel," erklärte meine Frau.

„Entsetzliches Weib. Du vertraust einem Fremden die Waffe an, die Du Deinem Gatten vorenthältst? Er wird warten, bis wir schlafen, sich dann mit dem Hausschlüssel Eingang verschaffen und uns dann eins, zwei, drei hinmorden!"

Meine Frau stieß einen Schrei des Entsetzens aus und verriegelte die Thür des Schlafzimmers, während ich mit der Wohnungsthür dasselbe that.

„So," sagte ich, „jetzt muß er klopfen, und so werde ich wenigstens sehen, wie er ausschaut."

Ich saß in ängstlicher Erwartung, während meine Frau jammerte, daß wir keinen Revolver hätten. Zu ziemlich vorgerückter Stunde hörten wir ein Schließen mit dem Schlüssel, dem ein leises Klopfen folgte; ich öffnete die Thür, hielt aber den Riegel fest.

„Wer klopft so ungestüm?" fragte ich, indem ich die Thatsachen ein wenig fälschte.

„Der neue Miether," antwortete eine milde Stimme, und ein blasser, glatt rasirter junger Mann erschien bei'm Schein der Lampe. „Entschuldigen Sie, daß ich Sie gestört habe."

Ich sah ihm nach, scheu und hastig ging er in sein Zimmer und schob dann einen großen schwarzen Koffer nach sich. Er machte keinen guten Eindruck.

Ich stand Tantalusqualen aus, denn die Tage wurden zu Wochen und wir sahen Nichts von unserem Miether. Er huschte geheimnißvoll bei Tage aus dem Hause und stahl sich Nachts wieder in sein Zimmer. Es war, als hause ein unsichtbares Gespenst in der Wohnung und unsere Nerven litten entsetzlich darunter. Wegen der Miethe konnten wir ihm Nichts anhaben, denn er hatte im Voraus bezahlt; doch die Situation wurde so unerträglich, daß ich beschloß, das erste Verfahren noch einmal zu wiederholen und die Thür zu verriegeln.

Dieselbe Sache wiederholte sich, das Thürschließen, das leise Klopfen. Doch ich war so ärgerlich, daß ich erst öffnete, nachdem das Klopfen etwa zwanzig Mal erfolgt war. Doch wie groß war mein Erstaunen, als ich mich nicht dem Miether, sondern einem schäbig gekleideten alten Manne gegenüber sah, der in harsem Tone zu mir sagte: „Ich werde erwartet," und in das Zimmer huschte. Ich lauschte einige Augenblicke, ob zwischen ihm und Mr. Moore einige Begrüßungsworte gewechselt wurden, doch Alles blieb still.

Die Sache wird immer geheimnißvoller, was kann denn der alte schäbige Kerl mit dem jungen Menschen abzumachen haben? Ich werde warten, bis er fortgeht.

Ich setzte mich in einen Lehnstuhl, spitzte die Ohren und lauschte. Dann zündete ich eine Cigarre an und machte mir ein Glas Grog. Dieses Glas Grog erneuerte ich mehrere Male, ohne daß sich das Geringste rührte. Schließlich verfiel ich unter dem Einfluß des Getränks in einen Schlummer, aus dem ich erst erwachte, als der Milchmann klingelte. Ich sprang von meinem Stuhle auf, es war heller Tag, und klopfte an die Thür des Miethers. Das Zimmer war leer; Beide waren fort. Ein zerlöchertes rothes Taschentuch, das ich um des alten Mannes Hals bemerkt, lag auf der Erde; doch der schwarze Koffer war verschwunden.

„Ich werde heute Nacht wieder wachen," sagte ich zu meiner Frau, der ich den Vorfall erzählte.

„Ich werde auch wachen," um sicher zu sein, daß Du nicht wieder einschläfst," versetzte meine Frau, und wir nahmen in unseren Lehnstühlen Platz. Meine Frau machte sich eine Tasse Thee, in die sie einige Tropfen Rum goß, während ich ein Glas Rum, in das ich einige Tropfen Thee goß, nahm.

Zu sehr vorgerückter Stunde das übliche Geräusch mit dem Schlüssel, dann das Klopfen. Ich öffnete die Thüre und sah einen wettergebräunten und zerlumpten Matrosen mit einem hölzernen Bein.

„Schon gut, Herr," sagte der Mann, „ich werde erwartet," und humpelte in das Zimmer des Miethers.

Die Sache kam mir nicht richtig vor, ich klopfte heftig an die Thür, hinter der der Mann verschwunden war.

„Sind Sie zu Hause, Mr. Moore?" fragte ich heftig.

„Jawohl, schon seit zwei Stunden!" versetzte die milde Stimme.

„Wie sind Sie denn hereingekommen?"

„Nun, natürlich mit dem Hausschlüssel."

„Was! während Ihr Freund ihn hatte?"

Jetzt machte sich die andere Stimme bemerkbar.

„Entschuldigen Sie, Mr. Moore hat mir den Schlüssel vor vier Stunden geliehen, als ich ihm vor der Thüre begegnete, und ich bin inzwischen immer in sein Zimmer gegangen."

„Das ist die Wahrheit," versetzte die leise Stimme des Miethers.

„Schön," sagte ich, etwas besänftigt, „wir wollen uns jetzt nicht zanken, aber morgen werde ich mit Ihnen darüber sprechen."

„Nehmen Sie es nur nicht übel!" erklärte die Stimme des Matrosen, „es soll nicht wieder vorkommen! Gute Nacht."

Ich berathschlagte mit meiner Frau, was wir thun sollten, und wir kamen zu dem Entschluß, abzuwarten, um welche Zeit der Matrose fortgehen würde. Wieder nahmen wir in den Lehnsesseln Platz und meine Frau hielt mir eine längere Rede, auf die ich nur sehr einsilbig antwortete, denn ich fühlte, daß ich schläfrig wurde. Ihre Stimme klang mir wie das Summen unzähliger Bienen, die Lampe wurde mir zum dichten Nebel, als meine Frau mich plötzlich mit lautem Schrei aufweckte. Ein Gedanke — eine seltene Erscheinung bei meiner besseren Ehehälfte — war ihr plötzlich in den Sinn gekommen.

„Vielleicht hat er diesen schmutzigen Kerl mit in meine reinen Betten genommen!" schrie sie entsetzt. „Ich werde bis morgen früh hier sitzen und dann das Zimmer unter dem Vorwande, es zu reinigen, betreten, doch die Wahrheit muß ich erfahren."

Die Lampe brannte immer trüber, doch nicht das leiseste hölzerne Bein ließ sich sehen.

Meine Frau machte den Morgenthee, stärkte sich mit dem Gebräu und klopfte an die Thüre des Miethers.

„Sind Sie schon auf, Mr. Moore? Es ist Zeit, daß ich Ihr Zimmer reinige!"

„Verzeihen Sie, Madame, ich bin nicht wohl und werde jetzt nicht aufstehen!"

Meine Frau zog sich zurück, dann sagte sie zu mir in flüsterndem Tone:

„Dieser schmutzige Kerl liegt in meinen Betten!" Dann huschte plötzlich ein Lächeln über ihr Gesicht, sie goß eine Tasse mit Thee voll, ging zur Thür des Miethers und sagte in schmeichlerischem Tone:

„Es thut mir recht leid, Mr. Moore, daß Sie nicht wohl sind, ich habe Ihnen eine Tasse Thee mitgebracht, entschuldigen Sie, daß ich herein komme. Damit trat sie in das Zimmer.

Plötzlich hörte ich ein Krachen von Geschirr und meine Frau fiel ohnmächtig am Küchenherd nieder. In meiner Angst goß ich ihr heißen Thee in's Gesicht und rief sie dadurch in's Leben zurück.

„Ach, John," rief sie schluchzend, „warum hast Du diesen schrecklichen Menschen in's Haus genommen? Du wirst ermordet werden, wie der Matrose, und Nichts wird von Dir übrig bleiben, wie ein Bein."

„Was! Ein Bein!" rief ich wild, „erkläre Dich, wessen Beine, was für ein Bein?"

„Das des Matrosen; es liegt an der Erde und das ganze Zimmer schwimmt in Blut."

„Das ist ja entsetzlich!" stöhnte ich, „ein blutiges Bein!"

„Nein, ein hölzernes Bein, von der Thür bis an die Bettstelle schwimmt Blut und kein Matrose ist zu sehen."

Die Sache war verdächtig. Der Matrose konnte doch nicht ohne seine Beine fortgegangen sein, jedenfalls lagen seine sterblichen Ueberreste in dem schwarzen Koffer.

„Schicke nach der Polizei!" schrie meine Frau.

Ich schickte einen Jungen nach der Wache und ließ dort melden, ein Mord wäre begangen worden, und das talentvolle Kind posaunte die Neuigkeit in der ganzen Straße aus, so daß sich innerhalb weniger Minuten etwa 200 Personen vor unserem Hause angesammelt hatten.

Der Polizeimeister kam, ich theilte ihm unsere Geschichte mit, und wir gingen zusammen in das bewußte Zimmer. Bei'm Anblick des Beamten wurde mein Miether erst blaß, dann roth und dann wieder blaß. Der Inspektor sah ihn an und ließ ein leises Pfeifen vernehmen, augenscheinlich kannte er ihn.

„Sie sind's also?" sagte er dann. „Was ist denn das für eine Blutlache?"

„Ich habe mir die Nase an der Thür gestoßen, als ich durch's Schlüsselloch mit meinen Wirth sprach," versetzte der Miether. „Ich mußte mich nämlich mit ihm in zwei Charakteren unterhalten."

„Was waren denn das für zwei Charaktere?"

„Ich und der Matrose."

„Und das da?" fragte der Beamte und nahm das hölzerne Bein auf.

„Das ist mein Bein."

„Und der Matrose?"

„War ich!"

„Und der schäbige alte Mann?"

„Ebenfalls!"

„Und der schwarze Koffer?"

„Enthält meine Garderobe."

„Sie sehen," sagte der Beamte, sich lächelnd zu uns wendend, „dieser Mann ist einer der verschlagendsten Bettler von ganz London. Er arbeitet in den verschiedenartigsten Verkleidungen. Er ist der Polizei wohlbekannt, doch wir konnten ihn noch nie bei'm Betteln abfassen. Er verdient mehr Geld, als wir bei der Polizei alle zusammen. Ein Mord hat hier nicht stattgefunden, aber Sie thäten doch gut, Ihren Miether hier los zu werden."

„Ich werde von selbst gehen, erklärte der junge Mann höflich.

Der Miether hielt sein Wort und wir haben uns seitdem nie wieder veranlaßt gefühlt, unser Zimmer zu vermiethen; doch um den Ausfall zu decken, habe ich das Cigarrenrauchen aufgegeben und mir eine Pfeife angeschafft.

Unser Haus war lange Zeit der Gegenstand des allgemeinen Gesprächs und die Jungen auf der Straße pflegten zu jedem Fremden zu sagen:

„Sehen Sie, das ist das Haus, wo der Mord nicht stattgefunden hat."

Der Zettel im Buch.

Auf dem Sopha liegt Fritz Bromberg und liest einen Roman von E. T. A. Hoffmann, den er sich gestern aus der Bibliothek geholt.

Er wendet eine Seite um und aus dem Buche flattert ein Zettel auf den Boden nieder. Der Lesende hebt ihn auf und findet, daß er mit einigen Zeilen bedeckt ist, welche mit Bleistift geschrieben sind. Da die Schrift sehr zierlich und fein ist, so daß dieselbe in dem nicht mit übergroßer Helligkeit bedachten Zimmer kaum zu lesen ist, erhebt er sich von dem Sopha, geht mit dem Papier nach dem Fenster hin, wo es ihm gelingt, das Geschriebene lesen zu können. Es lautet:

„Der Herr, welcher in dem Buche diesen Zettel findet, wird von einem unglücklichen Mädchen gebeten, sich ihrer annehmen zu wollen. Dasselbe hat unter der Tyrannei ihres Vormundes viel zu leiden und kann ihrem Quälgeist nur durch eine baldige Heirath entgehen. Sollte der betreffende Herr nicht ehescheu sein und den Prinzen spielen wollen, der das Dornröschen erlöst, so wird er höflichst aufgefordert, sich nach Baldshausen zu begeben, dort in dem Hause Nr. 12 in der Müllerstraße zwischen vier und sechs Uhr Nachmittags — zu welcher Zeit mein Tyrann stets abwesend ist — zu erscheinen und dem die Thüre öffnenden Dienstmädchen zu sagen, daß er Frl. Eugenie Bilden zu sprechen wünsche. Das Weitere wird sich dann finden. Vielleicht interessirt es meinen zukünftigen Gatten, zu erfahren, daß ich eine Mitgift von 60,000 Thalern erhalten werde. Wird der Prinz kommen und das Dornröschen befreien?"

„Gewiß wird er kommen!" ruft der junge Mann aus, nachdem er zu Ende gelesen, „sogar sofort wird er kommen! 60,000 Thaler ist eine schöne Summe, die ich mir nicht entgehen lassen werde! Wenn nur das Dornröschen aber auch schön ist? Na, das werden wir ja bald sehen. Zwei Uhr vierzig geht ein Zug nach Baldshausen," fährt er fort, nachdem er im „Hendschel" nachgesehen, „der um vier Uhr fünfundzwanzig da eintrifft, den werde ich benutzen. Jetzt ist es zwölf Uhr; ich kann also noch bequem vorher zu Mittag speisen und eine Flasche Niersteiner dazu trinken, die mir den nöthigen Muth zu dem mir bevorstehenden Abenteuer verleihen soll."

— — — — — — — — — — — —

Um vier Uhr dreißig Minuten steigt Bromberg aus dem Coupee zweiter Klasse, das er heute in Anbetracht der zu erwartenden Mitgift von 60,000 Thalern benützt hatte — sonst fuhr er stets nur dritter Klasse — und betritt gleich darauf das Städtchen Baldshausen, das sich mit seinen alten, großen Patrizier-Häusern und kleinen, weißen Villen so malerisch an den Fuß des steil aufsteigenden, rebenbewachsenen Berges schmiegt. Langgestreckt traten seine Häuser bis dicht an den Fluß heran.

Bald hat er die Müllerstraße und in dieser das bezeichnete Haus Nummer Zwölf gefunden. Sein Herz pocht in rascheren Schlägen, als er die Klingel ergreift und der Ton derselben nun schrill durch das Haus schallt. Ein Dienstmädchen öffnet die Thür.

„Pardon, ist Fräulein Eugenie Bilden zu sprechen?" fragt er dieses.

„Ja! Bitte haben Sie die Güte, mir zu folgen!" fordert ihn das Dienstmädchen auf.

Sie gehen durch den Hausflur, steigen zwei Treppen hinauf, gelangen an einen langen Gang, den sie bis an dessen Ende durchschreiten, wo das Mädchen vor einer Thüre stehen bleibt.

„In diesem Zimmer werden Sie Frl. Bilden finden!" sagt sie und entfernt sich gleich darauf.

Bromberg klopft an und tritt auf das Herein in's Zimmer.

„Entschuldigen Sie, wenn ich störe," sagt er zu der alten Dame, die in einem Sorgensessel sitzt, „mich führt ein eigenthümlicher Umstand hierher. Ich bin gekommen, um mit einem gewissen Fräulein Eugenie Bilden zu sprechen."

„Schön," unterbricht ihn die alte Dame, eine hohe Sechzigerin, „die bin ich. Was verschafft mir die Ehre Ihres Besuches?"

„Sie — Sie — si — sind — Frau — Fräulein Eu — Eugenie Bil — Bilden?" stottert er mit vor Staunen gelähmter Zunge.

„Ja gewiß! Aber warum setzt Sie Das so sehr in Erstaunen?"

„Pardon, haben Sie vielleicht den Zettel hier geschrieben, den ich heute in einem Romane von dem seligen Hoffmann fand?" fragte er, ihr den Zettel vorzeigend.

Die Alte setzte eine große Hornbrille auf die Nase und nachdem sie den Zettel gelesen, bestätigt sie:

„Ja, Das habe ich geschrieben! Schade, daß Sie ihn nicht früher fanden, denn wahrscheinlich sind Sie der Prinz, der das Dornröschen erlösen wollte. Sie sind wirklich ein ganz netter junger Mann: nur glaube ich, daß ich noch kaum als Gattin zu Ihnen passen dürfte, denn seit ich den Zettel in jenes Buch schob, sind vierzig Jahre verflossen, mein Vormund ist längst gestorben und ich selbst bin, wie Sie sehen, recht alt geworden!"

Mozart in Berlin.

Von den „Mittheilungen für die Mozart-Gemeinde" in Berlin ist soeben das dritte, sehr interessante Heft erschienen. Sie enthalten u. A. die folgende Mozart-Anekdote, die Rochlitz aufgezeichnet hat. Als Mozart nach seinem zweiten Aufenthalt in Leipzig in Berlin ankam, war es gegen Abend. Kaum war er ausgestiegen, so fragte er den Oberkellner im Gasthofe (er lag am Gendarmenmarkt an einer Ecke der Charlottenstraße), der ihn nicht kannte: „Giebt's diesen Abend nichts von Musik hier?"

„O ja, sagte der Mensch, „soeben wird die deutsche Oper angegangen sein."

„So, was geben sie heute?"

„Die Entführung aus dem Serail"—

„Charmant," rief Mozart lachend.

„Ja, fuhr der Mensch fort, „es ist ein hübsches Stück. Er hat's componirt — wie heißt er nun gleich —?"

Indessen war Mozart im Reiserock, wie er war, schon fort. Er bleibt am Eingang des Parterre stehen und will da ganz unbemerkt lauschen. Aber bald freut er sich zu sehr über den Vortrag einzelner Stellen, bald wird er unzufrieden mit dem Tempos, bald machen ihm die Sänger und Sängerinnen zu viele Schnörkeleien — wie er's nannte; kurz, sein Interesse wird immer lebhafter erregt, und er drängt sich bewußtlos immer näher und näher dem Orchester zu, indem er bald dies, bald jenes, bald leiser, bald lauter brummt und murrt und dadurch den Umstehenden, die auf das kleine, unscheinbare Männchen im schlechten Ueberrock herabsehen, Stoff genug zum Lachen giebt, wovon er aber natürlich nichts weiß. Endlich kam es zu Pedrillas Arie „Frisch zum Kampfe, frisch zum Streite" u. s. w. Die Direktion hatte entweder eine unrichtige Partitur, oder — man hatte verbessern wollen und der zweiten Violine bei den oft wiederholten Worten „nur ein feiger Tropf verzagt" Dis statt D gegeben. Hier konnte Mozart sich nicht länger halten; er rief fast ganz laut in seiner freilich nicht verzierten Sprache: Verd.... — wollt Ihr D greifen!" — Alles sieht sich um, auch mehrere aus dem Orchester; einige von den Musikern erkannten ihn, und nun ging es wie ein Lauffeuer durch das Orchester und von diesem auf's Theater: Mozart ist da! — Einige Schauspieler, besonders die sehr schätzbare Madame B., die die Blonde spielte, wollte nicht wieder hinaus auf's Theater. Diese Nachricht lief rückwärts an den Musikdirektor, und dieser sagte sie in der Verlegenheit Mozart, der nun schon bis hart hinter ihn vorgerückt war. Im Augenblick war dieser hinter den Coulissen: „Madame," sagte er zu ihr, „was treiben Sie für Zeug? Sie haben herrlich, herrlich gesungen, und damit Sie's ein andermal noch besser machen, will ich die Rolle mit Ihnen einstudiren."

Die ruhige Wohnung.

An dem Thor eines Hauses in der Hernalser Hauptstraße hing, so erzählt das „J. W. E.", ein Zettel, auf dem zu lesen stand: „Ein Zimmer sogleich für einen ruhigen Herrn zu vermiethen." Ein junger Mann, der Musiker bei einer in Wien spielenden Civilkapelle ist, wollte das Zimmer miethen; doch die Besitzerin der Wohnung wies ihn aus dem Grunde ab, weil sie nur einen Miether haben wollte, der stets vor der Thorsperre nach Hause kommt. „Mein Mann und ich können nur einen frühzeitig zu Bette gehenden Zimmerherrn nehmen," lautete die Entscheidung der Frau. Ein solcher Mann war der Freund des Musikers, ein Buchhandlungsgehülfe. Dieser miethete thatsächlich das Zimmer, das recht nett möblirt war, seltsamerweise jedoch nur ein Feldbett aufwies. Das richtige Bettgestell war, wie die Vermietherin sagte, beim Tischler zur Ausbesserung und mußte in einigen Tagen da sein. Der Buchhandlungsgehilfe kam schon um 9 Uhr Abends nach Hause und nahm Besitz von seiner Wohnung. Er lag um Zehn bereits im Bette und war dem Einschlafen nahe, als ein Riesenlärm ihn aufschreckte. Draußen im größeren Zimmer fluchte ein Mann und schleuderte Gegenstände krachend zu Boden. Die Frau schrie laut um Hilfe. Der junge Zimmerherr kleidete sich in der Eile halbwegs an und riß die Thüre auf. Er sah, wie der Lärmende die Quartierfrau in rohester Weise mißhandelte. Doch bald ließ er ab von seinem unlöblichen Beginnen, denn der Anblick des Zimmerherrn machte ihn starr vor Ueberraschung. „Zu was brauchen denn Sie einen ruhigen Zimmerherrn?" fragte der Miether zornig. Es entwickelte sich ein hastiges Fragen und Antworten. Der Gatte der Vermietherin hatte es gar nicht nöthig, ein Zimmer seiner Wohnung zu vergeben, seine Frau aber hatte während der Stunden, die ihr Mann geschäftlich außer Hause zubrachte, den Zettel an das Thor gehängt und das Zimmer heimlich vermiethet, nur, wie sie zur größten Ueberraschung der beiden Männer nach der nächtlichen Prügelei zum Besten gab, um einen Zeugen für das ungebührliche Betragen ihres Gatten zu haben, den sie zu verlassen gedenkt. Der Buchhandlungsgehilfe zog schon am Morgen nach der „ruhigen" Nacht aus.

Die „Unglückszahl" 13.

Nansen hat sich kürzlich zu einem Besucher darüber ausgesprochen, welch' merkwürdige Rolle die „Unglückszahl 13" auf seiner Polarfahrt gespielt habe. 12 Mann stark waren die Forscher an Bord der „Fram" (Fram heißt „Vorwärts", der passendste Name für das Schiff des kühnen Forschers) hinausgesteuert, da sah Nansen in einem norwegischen Hafen einen ihm bekannten Mann, den er seiner tüchtigen Eigenschaften wegen unbedingt haben mußte. Er gewann ihn auch für seine Polarfahrt und der Angeworbene hatte nur noch Zeit, an seinen Vater zu telegraphiren: „Geht mit Nansen zum Nordpol." So kam der Dreizehnte an Bord. Aber weder dieser noch überhaupt einer der Dreizehn büßte auf Nansen's gewagter Fahrt durch das Polarmeer das Leben ein; nicht einmal vom Skorbut, dieser bei Polar-Expeditionen bisher unvermeidlichen Krankheit, wurde einer befallen. Alle Dreizehn sahen frisch und munter die Heimath wieder. Am 13. März 1895 faßte Nansen den Entschluß, das Schiff und dessen Mannschaft zu verlassen und nur mit einem Gefährten zu Fuß einen Vorstoß zum Nordpol zu machen.

Während Nansen auf seiner Fußreise die abenteuerlichsten Erlebnisse hatte, war die „Fram" am 13. Januar 1896 in eine südliche Strömung gekommen und am 13. August war es ihr gelungen, sich von der Eisströmung frei zu machen und offenes Wasser zu gewinnen. Am gleichen Tage, am 13. August 1896, betrat Nansen wieder den Boden der Heimath, vom Jubel seines Volkes und der gebildeten Welt begrüßt. War er doch schon verloren gegeben worden, als am 13. Februar 1896 die Nachricht, er sei in Sibirien gesehen worden, eintraf, welche sich später als unrichtig erwies. Spaßhaft ist es, daß sogar Nansen's Schlittenhunde dem Einflusse der Zahl „13" unterworfen waren. Sonst kommt es selten vor, daß eine Hündin mehr als sechs Junge wirft, unter Nansen's Thieren hat sich aber der Fall dreimal ereignet, daß je 13 Hunde zur Welt gekommen sind.

Ein Günstling des Zufalls.

Der englische Maler Alma Tadema ist auf unerwartete Weise zu seinem Glück gekommen. Es war damals, als der Kunsthändler Gambart noch den Markt beherrschte. Als er nach Antwerpen kam, um Gemälde anzusehen, führte ihn der Maler Lops anstatt zum Atelier eines seiner Rivalen, in das eines seiner Schüler. Und dieser Glückliche war Alma Tadema. Gambart stutzte vor einem Gemälde, das er auf der Staffelei sah: „Sie wollen mir doch nicht sagen, junger Mann, daß Sie das Bild gemalt haben?" Das Bild war „Die Heimkehr von der Kirche". Der Kunstjünger verbeugte sich ergebenst. „Nun dann," fuhr Gambart fort, „malen Sie mir vierundzwanzig von der Sorte. Jedes neue Bild will ich theuer bezahlen." Beifügend meinte aber Gambart, Tadema möge lieber sein Talent an Gegenständen des Alterthums erproben. Und diesen Rath hat Tadema bekanntlich zu seinem Vortheil befolgt. Unter den „Vierundzwanzig" aber befinden sich einige der Kunstperlen aus dem Schatze des später nach England übergesiedelten Malers. Dennoch sind sie, wie oben bemerkt, wie Handschuhe per Dutzend bestellt und verkauft worden.

Das Jubiläum der Kartoffel.

Als die Spanier in den Jahren 15 5 bis 1543 Peru und Chile in Besitz nahmen, fanden sie daselbst die Kartoffel bereits als Culturpflanze vor und schickten sie, wie alle Naturschätze und Reichthümer, deren sie habhaft werden konnten, nach der Heimath. Von dort gelangte die Kartoffel schon im Jahre 1564 nach Italien, von Italien in den achtziger Jahren desselben Jahrhunderts durch einen päpstlichen Legaten nach Belgien, wo ein Verwandter des Legaten dem Präfekten von Mons einige Knollen schenkte. Ueberhaupt hat die Kartoffel schon lange vor ihrem Anbau die Botaniker aller Länder Europa's beschäftigt, doch scheint sie nirgends festen Fuß gefaßt zu haben. Erst im Jahre 1596 (vielleicht auch 1586), also vor genau dreihundert Jahren, wurde sie von Sir Walter Raleigh in dem Garten seiner Villa bei Youghall, in der Grafschaft Cork, angebaut. Das Haus Raleigh's steht noch und wird als Reliquie betrachtet. Dem Besucher wird noch jetzt die Stelle gezeigt, wo Sir Walter Raleigh die ersten Knollen in den Boden senkte.

Im Restaurant.

Gast: „Ich möchte ein paar ganz frische Eier essen, Herr Wirth!"

Wirth (schmunzelnd): „Nicht übel! Ich auch!"

Großmüthig.

Kanzlist: „Ich bitte um Entschuldigung, wenn ich Sie störe, Herr Direktor. Ich möchte Sie um eine kleine Gehaltszulage bitten."

Direktor: „Hm, zwei Bitten auf einmal? Das ist doch ein wenig viel. — Na, ich will Ihnen wenigstens die eine erfüllen: Ich entschuldige, daß Sie mich gestört haben!"

Frechheit.

Sonntagsjäger (der den zwölften Hasen fehlt): „Auch der nicht? — Frechheit!"

Dann erst!

„Nun, Herr Lieutenant, wie hat Ihnen gefallen das Spiel von meiner Ida?"

„Ausgezeichnet, Herr Kommerzienrath. Wie müßte sie aber erst spielen, wenn sie meine Frau wäre!"

Macht der Gewohnheit.

Dem alten Oberförster Flausenmeier war das Flunkern so zur zweiten Natur geworden, daß selbst sein Ende sich als Ente erwies. Eben sollte sein Testament eröffnet werden, da trat er zum Entsetzen der Anwesenden, insbesondere der Erben, frisch und munter in das Zimmer: er war nur scheintodt gewesen.

Beweis.

„...Sag', Adolar, hättest Du Dich wirklich erschossen, wenn ich Dir damals einen Korb gegeben hätte?"

„Natürlich! Ich hatte mir schon von vier Waffengeschäften Prospekte kommen lassen!"

Durchschaut.

Gast: „Geben Sie mir doch einige Geschäftskarten, Herr Wirth, ich könnte Sie vielleicht in meinem großen Bekanntenkreise empfehlen!"

Wirth: „Schon z' spät, Herr. Da bringt der Kellner schon die Portion, die Sie bestellt haben!"

Selbstkritik.

„Also das ist Ihr neuer Büreauchef, der Kanzleirath Müller.... ist der klüger als Sie?"

„....noch — viel dümmer."

Boshafte Frage.

Junge Hausfrau: „Alfred! Heute hab' ich Dir Bouillon, Hammelkotelettes und Mehlspeise gekocht!"

Gatte: „Zum Essen?"

Geduld genug.

Sonntagsreiter (zum Pferdeverleiher): „Sie sagten, der Gaul sei sehr geduldig, das ist eine Lüge! Nachdem er mich zwei Stunden getragen, warf er mich ab!"

„Nu! Ist das nicht Geduld genug!"

Vorsichtig.

Publikum (bei einer Premiere): „Dichter, 'raus!!"

Direktor (der nach einer Weile erscheint): „Geehrte Damen und Herren, der Verfasser läßt zuerst ergebenst fragen, warum Sie ihn rufen!"

Im Büreau.

Buchhalter (ärgerlich): „Donnerwetter, immer haben Sie was zu fragen!.. Können Sie denn gar nicht selbstständig faulenzen?!"

Hyperbel.

Professor: „...Du, Anna, wie wär's, wenn wir unsere silberne Hochzeit nicht separat, sondern mit der goldenen zusammen feiern würden, damit ich nicht so oft gestört werde!"

Kaltblütig.

Piccolo (zum Studenten, der ihm etwas schuldig bleiben will): „Entschuldigen Sie, ich kann nicht aufschreiben!"

Student: „Nun, wenn Du noch nicht schreiben kannst, so lasse es Dir von Jemanden aufschreiben!"

Schlau.

Gattin eines Schriftstellers (zu diesem): „Sieh, Alfred, Du versprochst mir von den Erträgnissen Deiner neuesten Novelle ein neues Kleid zu kaufen, für wie unbedeutend müssen die Leute Deine Arbeiten halten, wenn Du mir solch billige Kleider kaufst!"

Er hat Recht.

Lehrer: „Ein Sprüchwort sagt: ‚Jeder weiß, wo ihn der Schuh drückt'. Jetzt findet dieses Sprüchwort auf Euch weniger Anwendung, weil Ihr noch sorglos in den Tag hineinlebt. Anders ist das bei Euren Eltern. Nun, Fischer, ist dies vielleicht nicht wahr, weil Du mit dem Kopfe schüttelst?"

Schüler: „Nee, Herr Lehrer, meine Eltern geh'n barfuß."